

Zentrum für Performance Studies

Lesung von Zeitzeugenberichten zur Auftaktveranstaltung von "Steps to remember"- Gedenkmarsch zum 80. Jahrestag der Todesmärsche

23.04.2025, im Gustav-Heinemann-Bürgerhaus Vegesack

Es lasen: Nicolas Haslbeck, Ricarda Nallinger, Marcel Obst, Daniel
Stickan, Florian von Zameck

Regie und Textbearbeitung: Simon Makhali

Eine Veranstaltung der Landeszentrale für politische Bildung
Bremen/Denkort Bunker Valentin in Kooperation mit der
Polizeidirektion Osterholz-Verden und der Internationalen
Friedensschule Bremen, gefördert durch die Waldemar Koch Stiftung,
Partnerschaft für Demokratie Nord und Erinnern für die Zukunft e.V.

Todesmärsche

Im Sommer 1945 befanden sich über 700.000 Menschen in Konzentrationslagern in den besetzten Gebieten und im Reich. Nie zuvor waren es mehr gewesen.

Zu diesem Zeitpunkt begann die SS, überall dort, wo die Front näher rückte, Lager zu räumen. Hunderttausende entkräftete KZ-Gefangene wurden gezwungen, weite Strecken zu marschieren oder tagelange Irrfahrten, zusammengepfercht in Viehwaggons, zu ertragen. Am Ende sollten über 200.000 Häftlinge diese Torturen nicht überleben.

Das Sterben der Häftlinge fand währenddessen nicht mehr hinter den Lagerzäunen statt, sondern unter den Augen und nicht selten mit Hilfe der Bevölkerung. Die Häftlingskolonnen, die sich zum Teil über mehrere Kilometer zogen, wurden mitten durch Ortschaften und Dörfer getrieben. Wer nicht mithalten konnte, wurde erschossen oder am Straßenrand liegen gelassen.

Mehrere Märsche und Eisenbahntransporte führten über das KZ-Außenlager Farge. Über 5.000 Häftlinge aus Bremen, Meppen und Wilhelmshaven passierten das Lager zwischen dem 28. März und dem 12. April. Sie führten die Häftlinge nach Neuengamme, in die Neustädter Bucht, nach Bergen-Belsen oder Sandbostel.

Die Transporte zu Fuß oder per Bahn verliefen keineswegs chaotisch. Die Wachmannschaften aus SS und Wehrmacht hielten die innere Ordnung der KZ auch jenseits der Lagerzäune aufrecht. Sie taten dies ohne zentrale Befehle. Die Kommunikation mit den für die Lager verantwortlichen Stellen in Berlin war längst abgebrochen. Trotz der sicheren Niederlage handelten sie weiter im Sinne der NS-Ideologie.

Die Überlebenden dieser letzten Phase des KZ-Systems gaben den Ereignissen dieser Wochen den Namen „Todesmärsche“.

Prolog 1

Gedicht „Die große Leichengrube“ von **André Migdal** (1924-2007),
französischer KZ-Häftling in Bremen-Farge:

„Es ist kein Hirngespinnst, ist auch kein verstümelter Roman,
ich habe das alles erlebt und erlebe es nochmals beim Schreiben.
Es ist keine Absicht, wenn Sie schockiert sind,
aber verstehen Sie bitte die Ursache für meine Schreie.
In diesen verdammten Waggonen, die unser Schreckbild transportierten,
wo der Hass floss wie das Blut der Unseren,
habe ich geglaubt, dass ich verrückt werde angesichts all dieser Wesen,
die aus gottfernen Stücken bestanden, durcheinandergemengt.“

Quelle: Werner Borgsen/Klaus Volland: Stalag X B Sandbostel. Zur Geschichte eines
Kriegsgefangenen- und KZ-Auffanglagers in Norddeutschland 1939 - 1945, Bremen: Ed.
Temmen 1991, S. 185

Elie Wiesel (1928-2016), Holocaust-Überlebender, Schriftsteller und Friedens-Nobelpreisträger, schrieb Ende der 1970er Jahre:

„Zwischen unserem Erinnern und der Wiedergabe unserer Erinnerung steht eine Wand, die nicht durchbrochen werden kann. Die Vergangenheit gehört den Toten, und der Überlebende erkennt sich selbst nicht in den Worten, die ihn damit wieder in Verbindung bringen sollen. Wir sprechen verschlüsselt, wir Überlebenden, und unser Code kann nicht aufgebrochen, kann nicht entziffert werden, nicht durch euch, so sehr ihr euch auch darum müht. [...] Kann ein solches Ereignis überhaupt zum Gegenstand von Worten werden? Welche Worte wären dazu notwendig? Die Sprache wurde in einem Ausmaß verfälscht, dass sie neu erfunden und gereinigt werden müsste. Man müsste diese Literatur nicht mit Worten schreiben, sondern gegen die Worte.“

Quelle: Elie Wiesel, »Die Massenvernichtung als literarische Inspiration«, in: Dorothy Rabinowitz/Eugen Kogon/Elie Wiesel et al. (Hg.), Gott nach Auschwitz Dimensionen des Massenmords am jüdischen Volk, Freiburg: Herder 1979, hier S. 26

Klaas Toubert (1922-2011), ein niederländischer Zwangsarbeiter, der mehrere Wochen im sog. Arbeits- und Erziehungslager der Gestapo in Bremen-Farge einsaß, äußerte sich anlässlich einer Gedenkveranstaltung 1990 wie folgt:

„Seit vier Jahren nehme ich an einer Selbsthilfe-Therapiegruppe von Kriegsopfern teil. Die Frau eines Opfers hat treffend gesagt: Ihr steht auf der anderen Seite einer gläsernen Wand. Wir sehen einander und trotzdem gibt es keinen Kontakt. Trotz der Gespräche habe ich heute das Gefühl, dass ich in Freiheit zu lebenslänglicher Strafe verurteilt worden bin. Das ist viel mehr, als der schlechteste Nazi jemals erhoffen konnte.“

Quelle: Protokoll der Gedenkfahrt 1990 zum Cap-Arcona-Friedhof in Neustadt“, herausgegeben von Manfred Haneberg, Lehrer am SZ Lehmhorster Straße.

Prolog 2

Aus der Dokumentation des Gedenkmarschs von 1985 stammt der folgende **"Ohrenzeugenbericht"** aus dem April 1945:

„Dann gehört aber noch ein anderes Geräusch dazu, vorher nie gehört und auch seither nie wieder, Gott sei Dank, in einer dieser Fliegeralarm-Nächte. Das Sirenengeheul war vorüber, wir warteten auf das Düsengeräusch unserer Nachtjäger und auf den Bomberstrom - da schlurfte dieses neue Geräusch heran. Es kam näher und näher. Wer sich aufsetzen konnte, setzte sich auf: Was war das nur?

Unser Einarmiger musste ans offene Fenster und berichtete. Zuerst sah er nichts, wie sehr er sich auch den Hals verrenkte. Dann wurde er plötzlich still. "Mein Gott...", sagte er und schwieg. "Was ist los?", bedrängten wir ihn. Dann holte er Luft, und er berichtete uns, wie ein Reporter im Studio, von dem, was er sah.

Es handelte sich um eine Marschkolonne von KZ-Häftlingen, die man aus ihren Lagern vor den herannahenden amerikanischen Truppen evakuierte und in ein neues Lager brachte. Bei Nacht natürlich. Bei Fliegeralarm natürlich. Unser Reporter schilderte uns: weiß-blau gestreifte Anzüge, Holzschuhe, die das Geräusch verursachten, erstaunlich wenige Bewacher mit Stahlhelm und Gewehr, Wachhunde, die Köpfe der Leute kahl geschoren, die Gesichter eingefallen. "Totenköpfe", sagte unser Berichterstatter. Kein Gepäck. Kein Gleichschritt, wie bei uns Soldaten. Das Klappern, Schlurfen, Stolpern, Scheuern wurde zu einem Dauerton, der uns unruhig machte. Eine Gespenster-Division zog schweigend durch die Stadt.

Man hörte keine menschliche Stimme, kein Fluchen, kein Postengebrüll, keine Befehle, kein Hundegebell: Tausende von Menschen schlurften nachts wortlos an unserer Klinik vorbei.“

Quelle: Antifaschistischer Arbeitskreis des Gustav-Heinemann-Bürgerhauses, „Wir wußten, daß die Schwachen im Recht waren und der Starke dort im Unrecht war.“ Erinnerungen an die Todesmärsche Anfang 1945. Dokumentation einer Gedenkveranstaltung, Bremen 1987.

Auf dem Marsch

Raymond Van Pée (1924-2002), ein belgischer KZ-Häftling, der 1945 vom KZ-Außenlager Bremen-Blumenthal aus auf den Todesmarsch geschickt wurde, berichtete nach dem Krieg:

„Komplett zu Fuß und mit dem Zug zu unserem Hauptlager Neuengamme.

Die Gefangenen mussten teils zu Fuß (ca. einhundert Kilometer) und teils mit dem Zug (ca. neunzig Kilometer) zum Basislager Neuengamme zurückkehren, tot oder lebendig.

Samstag, 7. April 1945

Das Außenlager Schützenhof kommt in Blumenthal an, ich sehe René Thirion und meinen Bruder Robert wieder.

Sonntag 8. April

Evakuierung von Blumenthal. Wir waren zwischen eintausenddreihundert und eintausendvierhundert Personen, die in Gruppen von einhundert Personen aufgeteilt waren, wobei die Zeit zwischen den Gruppen etwa 20 Minuten betrug. Wir hörten den Lärm der Kanonen, die Befreiung war nahe.

Diejenigen, die versuchten, aus dem Lager zu fliehen, wurden erschossen. Alle lebten in Angst. Am Morgen waren fünf polnische und russische Gefangene aus unserem Lager, die in der Nacht Zigaretten und Alkohol gestohlen hatten, mit Gewalt in eine Baracke getrieben und von Kapo Bruno mit einem Ochsenziemer zu Tode geschlagen worden. Nach der Tat stand er - selbst völlig blutüberströmt - vor dem SS-Kommandanten des Lagers stramm und sagte nach dem militärischen Gruß: "Die werden nicht mehr klauen, die sind alle tot".

Jede Gruppe, die das Lager verließ, wurde von 8 bis 10 Kriegsmarinesoldaten und 4 bis 5 SS-Männern mit Maschinengewehren begleitet.

Sonntagabend Ankunft im Lager Farge (ca. 8 km), wo wir die Nacht verbrachten.

Montag 9. April

Fortsetzung der Wanderung durch die Dörfer Bockhorn, Schwanewede, Meyenburg und Uthlede.

Wir hielten in Hagen. Dort wurden wir in einer großen Ziegelei eingesperrt. Gegenüber diesem Gebäude wurden 4 oder 5 Gefangene in einem kleinen Waldstück 50 m von der Straße entfernt von der SS gnadenlos erschossen, weil sie Rüben von einem nahegelegenen Bauernhof gestohlen hatten. Die ersten Toten auf unserem Marsch!

Dienstag 10. April

Wir durchquerten die Dörfer Bramstedt, Bokel, Stubben, Beverstedt, Stemmermühlen und Horst, wo wir die Nacht in zwei großen Scheunen und einem Schweinestall verbrachten. Ich war in dem Stall.

Zwei Kilometer vor unserer Ankunft auf der Farm versuchten fünf Männer aus unserer Gruppe zu fliehen. Als sie etwa 50 m in den Wald hineingelangt waren, wurden sie von der SS erschossen.

An diesem Tag wurden außerdem mehrere erschöpfte Kameraden, die sich an der Straße hingelegt hatten, erschossen.

Zurückgelegte Strecke: 21 km

Mittwoch 11. April

Wir setzten unseren Weg über Kirchwistedt und Volkmarst fort, die Nacht verbrachten wir abseits der Hauptstraße in Barchel. Unterwegs ließen wir viele Kameraden zurück, die erschossen wurden. Zurückgelegter Weg: 10 km.

Auf diesem Bauernhof fehlten zwei Gefangene beim morgendlichen Appell. Die SS schoss einige Salven aus ihren Maschinengewehren in die Heuballen.

Donnerstag 12. April

Wir kamen in Bremervörde an, am Rangierbahnhof. Von weitem sahen wir schon die Güterwaggons, die für uns bestimmt waren.

Zurückgelegter Weg: ca. 10 km, auf dem Weg auch mehrere Tote.

Eingeschlossen zu je achtzig Personen pro Waggon.

Sonntag 15. April

Ankunft in Neuengamme. Am Eingang des Lagers mussten wir unser Zebra-kostüm ablegen; wir wurden entlaust und erhielten zivile Kleidung mit aufgenähten gelben und roten Schleifen. Wir erhielten ein Paket vom Roten Kreuz. Das erste nach zehn Monaten Gefangenschaft!

Die Russen erhielten nichts, und um an ein solches Paket zu kommen, zögerten die Männer nicht, andere Gefangene niederzuschlagen.

Gerüchte, dass wir durch das Rote Kreuz nach Schweden evakuiert werden sollten.

Am 21. April wurden wir auf Züge verladen, die in Richtung der Bucht von Lübeck fuhren. In Neustadt gingen wir an Bord des Frachters "Athen".

Am 26. April wurden wir an Bord des Luxusdampfers "Cap Arcona" gebracht. Dort verbrachten wir mehrere Tage ohne Essen und Trinken. Die Leichen häuften sich und wurden zu Dutzenden weggetragen.

30. April:

Wir wurden wieder auf das Schiff "Athen" verfrachtet, wo wir weitere vier Tage unter entsetzlichen Bedingungen verbrachten, an denen mehrere Kameraden starben.

Am 3. Mai 1945, gegen 14 Uhr, wurden wir bombardiert. Drei Boote sanken.

Unser Schiff, die "Athen", konnte in Neustadt anlegen, nachdem es zwei Treffer kassiert hatte. Gegen 14.30 Uhr wurden wir endlich befreit.

Das Lager Neuengamme und seine 58 Außenlager beherbergten 106.000 Gefangene aus 28 verschiedenen Ländern. 60.000 kehrten nicht in ihre Heimat zurück. Mein Bruder Robert und viele andere gute Freunde fanden auf den Schiffen eine halbe Stunde vor der Befreiung den Tod.“

Quelle: "Historique de la marche de la mort", in: Bulletin de l'Amicale de Neuengamme, Oktober 1988.

1964 schrieb **Alexander Machnew** (geb. 1922), ein russischer ehemaliger KZ-Häftling in Bremen-Farge, einen Brief an Hans Schwarz, der nach dem Krieg ein umfangreiches Archiv mit den Daten ehemaliger Häftlinge anlegte. So beginnt Machnew seinen Bericht im Lager Bremen-Farge:

„Am nächsten Mittag begann man damit, die Kolonnen zu je hundert Mann aufzustellen. Ich stand mit meinem Freund Wasja in der letzten Kolonne, die aus 78 Menschen bestand. Der oberste SS-Führer hielt eine Ansprache. Wir machen uns jetzt auf den Marsch. Es sei verboten, aus Kolonne und Reihen herauszutreten. Ein Schritt nach rechts oder links gelte als Fluchtversuch. Es werde ohne Warnung geschossen. Die Marschkolonne, umkreist von bewaffneter SS, war mehr als zwei Kilometer lang.

Wir letzten 78 Gefangenen mussten die Wagen mit den Sachen der Soldaten und dem, was sich noch in den Vorratslagern befand, beladen. Wir machten uns auf den Weg nach Hamburg.

Abends, kurz vor Sonnenuntergang, kam aus den Wolken eine Gruppe von englischen Kampffliegern hervor. Sie wandten sich nach Farge und griffen die Kolonnen der zurückweichenden deutschen Kraftwagen an. Um ein Haar wären wir von der Transportgruppe abgeschnitten worden und bei den Verbündeten gelandet. Aber nein! Der SS-Führer gab das Kommando. Man setzte uns in zwei Eisenbahnwaggons. Der Zug piff und bewegte sich vorwärts in Richtung Hamburg.

Bis hierher hatten wir schon eine Anzahl von Kameraden verloren, die unterwegs vor Hunger und aus Schwäche zusammengebrochen waren und von der SS erschossen wurden. Am fünften Tag erreichten wir das Gebiet von Hamburg. Auf dieser Seite der Elbe war der Asphaltweg nach Neuengamme übersät mit Toten. Aus irgendeinem Grunde wurden wir nicht ins Lager

gelassen, wir campierten die Nacht außerhalb des Zauns in der Nähe des Krematoriums.

Die Nacht war kalt, der Wind fegte über den Boden und als wir am Morgen ins Lager geführt wurden, konnten sich viele schon nicht mehr erheben. Erst am sechsten Tage unseres Transportes erhielten wir ein Stückchen Brot und eine Schüssel Neuengammer "Suppe", die uns wieder ein wenig zu Kräften brachte.

Nach zwei Tagen wurden Wasja und ich dazu kommandiert, Tote abzuladen, die ins Krematorium gebracht wurden. Dort standen fünf Lastwagen, Marke Opel, über den Wagenkasten hingen Arme und Beine herunter. Es waren die Leichen unseres Transportes, die man auf dem Wege aufgeladen hatte. So blieb von den 4000 Menschen, die wir gemeinsam auf den Transport kamen, kaum die Hälfte am Leben.

In Neuengamme wurden Rotes-Kreuz-Pakete verteilt. Wir Russen hatten nichts zu erwarten. Aber am Abend kamen Franzosen und Häftlinge anderer Nationalität, die solche Pakete erhalten hatten, und teilten mit uns. Das hat uns sehr geholfen und brachte uns wieder zu Kräften.

Dann begann die Evakuierung. Wir gehörten zum ersten Transport, der an die Lübecker Bucht ging und von dort auf die Todesschiffe.“

Quelle: Archiv der KZ-Gedenkstätte Neuengamme.

Bericht von **Spiros Pasaloglou** (1926-2014), einem griechischen KZ-Häftling im Lager Farge, dessen Geschichte von dem Journalisten Kostas Chalemos veröffentlicht wurde:

„Eines Morgens werden alle Kranken auf LKW geladen. "Wohin bringt man sie?" Das Ziel spricht sich bald herum: "Nach Neuengamme."

Uns fällt der Spruch wieder ein, mit dem uns die Kapos einschüchterten, als wir neu dort waren. "Hier kommt man nur durch den Schornstein wieder raus!" Wir haben keinen Zweifel daran. Wenn sie unterwegs nicht sterben, werden die Kranken in den Öfen landen...

Ein paar Tage später gibt man uns bekannt, dass wir unsere Sachen packen sollen. Noch vor dem Morgengrauen versammeln wir uns zum Appell. Etwa tausend Häftlinge formieren sich in einer Kolonne und brechen zu Fuß auf.

Wir marschieren den ganzen Tag lang ohne Verpflegung. Überall ringsum sind die Felder verdorrt. Es gibt kein einziges Stück Obst oder Gemüse, das uns über unseren Hunger hinweghelfen könnte. Abends halten wir an einem großen Schuppen an.

Sie schubsen uns hinein und verriegeln das Tor. Unsere Augen versuchen mühsam, das Dunkel zu durchdringen. Dann ertönt ein Ruf: "Leute, wir sind gerettet!" Ganz hinten liegt ein Haufen Ackerwicke an der Wand. Wir stürzen uns darauf, und bis zum Morgen ist er vollkommen aufgeessen. Danach lassen sie uns nie wieder in Schuppen schlafen.

Wir marschieren den ganzen Tag in Reih und Glied. Die SS-Schergen treiben uns an. Die Schwächsten, die mit dem Tempo nicht mehr mithalten können, stoßen sie mit dem Gewehrkolben in den Rücken, bis sie zu Boden stürzen. Wir helfen ihnen beim Aufstehen. Die Kranken und die total Erschöpften kommen auf den Transportwagen, der sie nach Neuengamme bringen soll.

Wir marschieren an Feldern entlang, auf denen Kartoffeln angebaut werden. Arbeiter ernten sie und häufen sie am Straßenrand an. Danach kommen LKW und laden sie auf, die Wachen lassen uns nicht in deren Nähe. Beim Aufladen fallen immer wieder ein paar Kartoffeln herunter und rollen auf den Acker zurück – die Glücklichen, die sie finden! Einige machen sich die Gelegenheit zunutze. Andere besonders Wagemutige robben, sobald es dunkel ist, über den Boden zu den Äckern hinüber und wühlen die Kartoffeln aus dem Boden.

Hinter uns überqueren britische und amerikanische Flugzeuge den Himmel. Sie fliegen so tief, dass wir beinahe die Gesichter der Piloten erkennen können. Grüßend winken sie uns zu und drehen dann wieder ab. Betrübt blicken wir ihnen hinterher.

Gegen Mittag erreichen wir ein Dorf. Die Wache, ein klein gewachsener grauhaariger Mann, flüstert einigen von uns zu: "Leute, holt das Essgeschirr heraus. Es gibt gleich Milch."

Die Neuigkeit verbreitet sich in Windeseile. Die Vorfreude ist groß. Erwartungsvoll ziehen wir durch das Dorf, unsere Blicke schweifen nach rechts und links, aber weder Frauen noch Melkeimer sind zu sehen. Unser erster Gedanke ist: Er hat sich einen Spaß mit uns erlaubt... Unser Verdacht wird zur Gewissheit, als wir auf ein Schlammgebiet treffen, wo der Boden die weiß schimmernde Flüssigkeit noch nicht ganz aufgesogen hat.

Ein Stück weiter nähert sich der grauhaarige Wachmann unserer Reihe. Er fühlt sich zu einer Rechtfertigung genötigt. "Der da...", wispert er. Er deutet nach vorn auf einen SS-Wachmann, der auf seinem Motorrad die ganze Zeit die Kolonne entlangfährt. Als er gesehen habe, dass die Frauen die Milch heranschleppten, habe er die Pistole gezogen und die Melkeimer zerschossen. Die ganze Milch sei in Sekundenschnelle ausgelaufen...

Unsere Füße sind wund gelaufen. Mit jedem Schritt werden sie blutiger. Mit Lumpen verbinden wir die Wunden. Wir werden immer langsamer. Sobald der Ruf "Halt!" ertönt, lassen wir uns halbtot ins Gras am Straßenrand fallen. Einige von uns fallen wirklich tot um. Die Pause dauert zehn Minuten, dann müssen wir wieder hoch.

Am nächsten Tag geht es im Zug weiter. In Hamburg geraten wir in einen Bombenangriff und halten an. Wir verbringen Stunden der Angst, dann beruhigt sich die Lage und wir nehmen wieder Fahrt auf. Als wir den großen Fluss überqueren, steigt uns der wohlbekannte, ekelhafte Geruch der Krematorien in die Nase.

Wenig später erreichen wir Neuengamme. Die Waggontüren gehen auf. Die Überlebenden springen aus dem Zug. Die Kolonne ist arg mitgenommen, wie viele Männer fehlen, erweist sich beim Zählappell. Aber darum kümmert sich jetzt niemand mehr..."

Quelle: Kostas Chalemos, „KZ-Nr. 32730 Spiros‘ Odyssee“, sujet Verlag 2022.

Im Zug

Raymond Portefaix (1926-1995), ein französischer KZ-Häftling in Farge, schrieb kurz nach seiner Rückkehr in Frankreich einen langen Bericht über seine Deportation und Gefangenschaft, der sowohl auf Französisch als auch (in Auszügen) auf Deutsch veröffentlicht wurde. Darin auch eine ausführliche Passage über den Transport mit dem Zug, in den die "nicht marschfähigen" Gefangenen gepfercht wurden. Der Bericht beginnt im Lager Farge. In seinem Text taucht der in Frankreich seit dem 19. Jahrhundert abschätzig für die Deutschen gebräuchliche Name "boches" auf.

„6. April 1945 – Die Blocks im Krankenrevier und der Bunker sind brechend voll. Eine solche Situation wird nicht lange so andauern können.

Es ist kurz vor 7 Uhr. Ein unheimlich blasser SS-Mann taucht auf, seine Stiefel knallen laut. Ihm folgen zwei Träger, die einen mit Kleidung beladenen Korb schleppen. "Auf geht's, Jungs, ihr werdet evakuiert!"

Endlich! Wir laufen unserer Befreiung davon, aber denken nur an den Aufbruch aus diesem abscheulichen Lager, das Ende unserer ständigen Angst, angesichts der Alternative: Sterben bei der Arbeit oder sterben an einer Krankheit, die uns ständig bedroht.

Nur wir Kranken werden mit dem Zug evakuiert. Die anderen brechen zu Fuß auf. Etwa fünfzig Waggonen warten auf uns. In Gruppen von achtzig setzen wir uns auf den feuchten Holzboden. Wie ist es möglich, sich nicht zu bewegen, wenn unter dem abgemagerten Hintern nur Holz ist und die Lokführer alles dafür tun, uns keine Stöße zu ersparen?

Wir denken mit bitterem Beigeschmack an unsere Pritschen: Sie waren bequemer als diese Holzplanken! Mittag muss schon längst vorbei sein. Die Wachen verschlingen ungeniert ein mit Margarine gestrichenes Stück Brot.

Unsere Mägen revoltieren, zwei Männer werden handgreiflich, sie schlagen um sich, beißen und würgen sich, stürzen über einen Haufen teilnahmsloser Wesen, die sie einfach wegstoßen. Die beiden Boches betrachten ungeniert das Handgemenge, greifen aber nicht ein. Die beiden Kämpfer sind erschöpft und damit endet der Streit. Langsam setzt der Zug seine Fahrt fort.

Bei der kleinsten Bewegung wird man gebissen, gekratzt. Aufruhr entsteht, zwei Verrückte schlagen aufeinander ein. Von oben nach unten auf der Skala des Stärkeren herrscht das harte Gesetz der natürlichen Auslese, es eliminiert ohne Rücksicht auf moralische Werte die am wenigsten Widerstandsfähigen. Die Boches bleiben teilnahmslos und rauchen.

Die Engländer, die Befreiung... wer denkt daran? Unsere Existenz befindet sich in einem Schwebezustand, ohne Zusammenhang mit dem Vormarsch der Alliierten. Was nützt uns ein Vorrücken unserer Befreier, wenn wir, wie ihr Schatten, vor ihnen fliehen? Unser Leben ist nicht dort, es ist in diesem Stück Brot, das Wahnvorstellungen hervorruft, in dem Glas Wasser, das die Trockenheit unserer Kehle lindert.

Während eines Zwischenstopps werfen wir die Leichen aus dem Zug. Sie werden jeweils durch fünf oder sechs Männer aus den anderen Waggons ersetzt. Die Zahl der Waggons wird reduziert und der Bestand in den anderen erhöht. Die Schwächsten besitzen keine Kraft mehr sich zu wehren, sie geben auf. Die Leichen sind nicht so hart wie der Holzboden, wir legen uns auf sie.

Jemand ist auf dem Abortimer eingeschlafen, wenn er nicht sogar tot ist. Der Geruch der Toten und der Wunden macht uns verrückt.

Wie viele von uns sind im Waggon noch am Leben? Wir wissen es nicht, denn eine unbändige Lethargie breitet sich unter uns aus. Woran wir denken? An nichts. Es hat den Anschein, als ob sich das Denkvermögen bereits von den

Organen losgelöst hat. Indessen spüren wir unter den Fingern kaltes Fleisch. Wir haben die Toten ausgezogen, ihre Kleidungsstücke sind unsere Decken. Die Boches schauen dem Sterben ohne Gemütsregung zu.

In der Dämmerung können wir kaum noch die Waggonwände ausmachen, als ein Karren vor der Waggontür anhält und ein SS-Mann den Wachposten eine Kiste mit Brot und Margarine gibt. Alle stehen auf, sogar die Toten. Wir sehen ihnen dermaßen ähnlich, dass man uns nicht unterscheiden kann, und für denjenigen, der die Leiche hält, gibt es eine zusätzliche Ration. 100 g Brot für jeden und 10 g Margarine.

Der sechste Tag bricht an mit nur etwa dreißig Überlebenden im Waggon. Gegen Mittag stoppt der Zug. Die Strecke verläuft auf einem sehr hohen Damm, der durch einen Graben vom Wald getrennt ist. Lauter Kanonenlärm ist zu hören. Wie ein Peitschenschlag, der uns hochfahren lässt. Werden wir befreit? Der Dolmetscher ist tot, wir verstehen nicht, was die Soldaten miteinander angeregt besprechen.

Eine Häftlingsgruppe steigt in den Birkenwald hinunter und beginnt ein großes Loch zu graben. Ungefähr hundert, aber die Arbeit geht nur schleppend voran. Drei Waggon sind bis unter das Dach voll mit skelettartigen Körpern. Die Boches werfen sie hinunter in den Graben, und wir ziehen und stoßen sie in das große Grab, wo die Kameraden auf die Leichen stampfen, bevor sie aufeinandergeschichtet werden.

Ein Russe versucht zu fliehen, er wird niedergeschossen. Ich verspüre den Drang es auch zu versuchen, aber ich lasse es bleiben.

Der 12. April, der siebte Tag unseres Eingesperrt seins, vergeht mit Warten. Anders als üblicherweise sind wir allein. Unsere Wachen sind in beachtlicher Entfernung draußen, versteckt in einem Graben, Gewehre im Anschlag,

irgendetwas steht bevor. Und es dauert nicht lange. Wir verstehen es sofort, als wir das Brummen von Flugzeugen und den höllischen Lärm eines Flak-Zugs hören, der uns gegenüber auf dem Parallelgleis steht, und die Geschütze ihr Feuer aus allen Rohren auf die Angreifer ausstoßen. Der Waggon scheint zu schwanken, das Donnern der Granaten zerreißt unsere Schädel, die Flieger nehmen uns unter Beschuss, Bomben explodieren. Ein Holzbalken zerschmettert die Wand direkt über meinem Kopf, Kugeln pfeifen, die Salven der Flugabwehrgeschtze zischen über das Waggondach und es macht "platsch", wenn sie Fleisch durchbohren. Eine Viertelstunde sieht es so aus, als ob wir vernichtet würden. Schließlich ffnen sich die Türen, der Zug fhrt weiter, nur um die Hälfte kürzer. Wirklich scharfsinnig, diese Boches, wenn es darum geht, sich Menschen zu entledigen, die stören!

14. April - am Morgen ist es eiskalt. Der Zug hat in der Nacht angehalten. Wir sind schläfrig. Plötzlich taucht ein SS-Mann auf: "Alles weg, schnell!" Unsere tauben Beine können uns kaum tragen, die frische Luft berauscht uns, wir taumeln. Ein sandiger Pfad führt durch eine niedrige und triste Landschaft, ein Moor, aus dem Torf gestochen wird. Wasser! Ein unsinniger Wettlauf treibt unsere Horde in Richtung der Mulden, in denen eine schwarze mit Staub und Dreck bedeckte Flüssigkeit steht. Die vorderen Reihen werden umgestoßen, sie fallen in den Sumpf, wo sie ertrinken. Wir trampeln über die Körper, stoßen uns gegenseitig und trinken. Die Wachposten sind verschwunden. Wir sind alleine. Fliehen? Soweit das Auge reicht, nur Wasser, Gras und Gestrüpp! Wir gehen wie eine Maschine, die allmählich erschlfft. Wenn sie mit ihren Kräften am Ende ist, ist das der Tod. Schließlich heben sich einige Tannen in langen, dunklen Dreiecken vom Horizont ab. Wir kommen an, wir spüren, dass wir ankommen. Es wurde Zeit.

Wir sind etwa hundert, als wir uns vor zwei Baracken bei den Tannen einfinden. Ein deutscher Soldat wartet dort auf uns. Von den Wachposten angeführt, passieren wir eine Schranke. Dann ist da ein französischer Häftling, er schiebt eine Schubkarre und seine khakifarbene Uniform erfüllt uns mit Freude. Er wird sofort umringt, alle wollen ihn berühren. Er verteilt einige Zigaretten. Ich fange eine Camel auf und kann dem Drang nicht widerstehen, diesen Tag würdevoll zu begehen. Das Verlangen ist schnell gestillt, denn vom Rauch wird mir schwindlig, und ich tausche den Zigarettenstummel gegen eine Brotkruste.

Soweit wir es erkennen können, umfasst das Lager drei Abschnitte, die von drei bis vier Meter hohen Zäunen in einer Doppelreihe voneinander getrennt sind. Ein Bereich ist für Russen reserviert, der andere für Polen, der dritte für Franzosen. Kaum haben wir das Eingangstor passiert, werden wir angegriffen, Hände durchsuchen unsere Kleidung, unsere Taschen. Die Soldaten beginnen, wahllos in die Menge zu schießen. Ein Mann bricht auf mir zusammen, die Brust von einer Kugel durchbohrt. Er rettet mir das Leben, denn kurz danach trifft ihn eine weitere Kugel, während ich unter ihm liege.

Es ist bitterkalt, wir nehmen uns die Kleidungsstücke der Toten. Aber sie sind voller Läuse, es gibt sie überall. Sie laufen über den Boden oder die Wände entlang.

Doch selbst, wenn wir nicht schlafen können, so sind wir doch frei, das zu tun, was wir wollen, reden, uns bewegen: Es gibt weder Kapos noch "Blockführer".

Bei Tagesanbruch machen wir uns auf die Suche nach einem Ofen. Als wir gerade hinten beim Block 53 auf der Suche nach Holz sind, verharren wir entsetzt vor einem grauenvollen Schauspiel, das uns bisher erspart geblieben war: Auf einem Bretterstapel liegt, ausgestreckt auf dem Rücken, ein Körper, die

Brust von einem Messer zerfetzt, das Herz und die Leber wurden herausgerissen.

Wir sind traurig und grübeln, als ein junger Kerl, bleich und schluchzend, vorbeikommt. Wir rufen ihn zu uns, er ist Franzose. Mit verweintem, schmerzverzerrtem Gesicht und völlig verzweifelt vertraut er uns nach und nach seinen Schmerz an: Er wurde von seinem Vater vor wenigen Tagen getrennt, in einem Leichenhaufen hat er ihn gefunden, mit zerfetzter Brust: "Sie haben Papa gegessen!"

Quelle: Raymond Portefaix, „L'enfer que Dante n'avait pas prévu“, Neuauflage 1988.

Epilog

Das letzte Wort hat **Pascal Vallicioni** (1926-2019), KZ-Häftling im Außenlager Wilhelmshaven, der den Todesmarsch und die Bombardierung der Schiffe am 3. Mai 1945 in der Lübecker Bucht überlebte:

„Wir legten in zwei Wochen 330 km zu Fuß zurück, unter grauenhaften Bedingungen, ohne zu trinken oder zu essen: Varel, Brake, Bremen-Farge, Hagen, Horneburg, Harburg und Hamburg.

In diesen Städten wurden die Gardinen zugezogen, als wir vorbeigingen. Die deutsche Bevölkerung, vom Nationalsozialismus geformt, zeigte bei unserem Durchmarsch keinerlei Mitleid, keinerlei menschliche Geste. Die Ideologie, die auf Hass, Gefühllosigkeit und Gleichgültigkeit aufbaut, ließ sterben, ohne Hilfe oder Beistand. Das ist die furchtbare Banalisierung des Todes.

Ich habe vier Jahre gebraucht, um mich einigermaßen zu erholen, während dieser vier Jahre ging es mir sehr schlecht. Seitdem sprach ich nicht mehr über die Deportation. Für mich war das alles vergessen, na ja, nicht vergessen, es war ein Teil von mir, aber für mich war es tief begraben. Und dann holte mich die Vergangenheit doch wieder ein: die Jahre vergehen und dann triffst du zufällig auf einen Kameraden, den du seitdem nie wieder gesehen hast. Es ist immer das Gleiche, eines führt zum anderen. Du landest wieder in der Vergangenheit. Irgendwann einmal habe ich dann auch aktiv an den Gruppentreffen von ehemaligen Deportierten teilgenommen. Ab diesem Zeitpunkt kam eins zum anderen, und ich bot mein Wissen auch in den Universitäten an. Und das tue ich auch weiterhin. Solange ich aussagen kann, solange ich die Wahrheit weitergeben kann, werde ich das auch tun.“

Quelle: Archiv der KZ-Gedenkstätte Neuengamme.